

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 154.

Mittwoch, 4. Juli.

1928.

(10. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Der Diener meldete Herrn Ottersen.

Mit einem Seufzer trennte sich Frau Antonie Felsenek von ihren Kindern. Gerade der Besuch war ihr heute denkbar unerwünscht. Aber Alfred Ottersen konnte sie nicht gut abweisen. Der liebte Vira, war aus hochangesehener Familie, ein Sportsmann, der Ruder und Segel wohl zu handhaben wußte und auf dem grünen Rasen manchen Sieg herausgeritten hatte. Der passte zu Vira. Darüber war sie sich mit ihrem Manne ganz einig. Da kam auch Geld zu Geld. Sein Vater besaß große Kaffeefeldplantagen in Mittelamerika und war an einer sehr einträglichen Silbermine in Mexiko zur Hälfte beteiligt. Alfred Ottersen war nicht nur Sportsmann, auch gewissenhafter Kaufmann.

Mittelgroß, schlank und sehnig, bartlos, das braune Haar kurz geschnitten, sehr elegant gekleidet, stand er im Salon und begrüßte Frau Felsenek mit einem Handkuss, sein Gesicht war sehr ernst.

„Ihr Herr Gemahl holt Ihre Frau Schwägerin?“ fragte er gleich, nachdem man sich gezeigt hatte. Er wußte, hier brauchte er kein Blatt vor den Mund zu nehmen.

„Er versucht es! Und ich denke, er wird erreichen, was er will!“

„Gnädige Frau, das wäre dringend zu wünschen!

„Man redet allerlei in Hamburg, was ich gern für Klatsch halten möchte, sonst . . .“

In welch peinliche Lage sie doch ihre Schwägerin brachte!

„Sie kennen Vira gut genug! Seit dem Tode ihres Mannes treibt es sie durch die Welt! Wer sie genauer kennt, weiß, daß sie nicht schlecht ist! Sie hat allerlei gute Anlagen. Die zu entfalten, bedarf es allerdings einer festen Männerhand. Ausgezeichnet begabt ist sie, hat einen offenen Blick, das Unstete wird sich legen. Wir leiden unter ihrer Unruhe mehr als Sie sich vorzustellen vermögen, Herr Ottersen!“

Aber die Wolke wollte nicht von seiner Stirn weichen. So peinlich es Frau Antonie gewesen war, ihre Schwägerin zu entschuldigen.

„Darf ich ganz offen reden, gnädige Frau?“

„Aber bitte!“

„Ich sprach gestern abend mit meinem Vater über Ihre Frau Schwägerin! Es ist immer so gewesen, das Alter findet sich selten in der Jugend zurecht! Und die unsrige hat mehr erlebt als irgendeine andere. Wer Sport treibt wie ich, sieht da mehr, als einer, der vom Kontoressel höchstens ins Theater kommt oder in Kissingen seine Bitterwasser trinkt. Vieles ist wormstichig, sehr vieles — aber nicht alles, was wormstichig erscheint! Ich kann nicht glauben, was man über Vira Wernstedt redet!“

„Aber Ihr Herr Vater glaubt es!“

„Sagen wir: er fürchtet es, gnädige Frau! Ich habe einen harten Stand zu Hause jetzt! Und natürlich, wormstichiges wäre nichts für einen Ottersen! Vertrauen zu Ihnen läßt mich so offen reden!“

„Da muß ich Ihnen wohl danken! Aber leicht fällt mir der Dank nicht!“

„So wenig, gnädige Frau, wie mir das Reden gefallen ist! Ich hätte auch nicht diesen Tag benutzt, an dem ich wußte, daß Ihr Herr Gemahl nicht anwesend ist, aber mein Vater setzte mir die Pistole auf die Brust! Ich möchte Sie bitten, das Ihrem Herrn Gemahl zu sagen! Es war ein offenes Wort aus vertrauensvoller, langjähriger Freundschaft heraus, für die ich diesem Hause herzlich dankbar bin!“

Alfred Ottersen hatte sich erhoben. Sein Gesicht war gerötet. Antonie Felsenek schritt zur Tür und klingelte nach dem Diener.

Mit einem stummen Handkuss verabschiedete sich der Besucher.

XII.

Die Zwillinge waren hinausgegangen auf die Diele. Sie brachten den Blick nicht hoch. Sie sahen es ihrem ältesten Bruder an, der war in sehr übler Stimmung.

„Ja, Wilhelm, du hättest dich ansagen können,“ meinte Kurt.

„Mitunter ist es besser, man unterläßt das,“ brummte der. Streckte die Hand aus nach dem Griff zur Wohnzimmertür.

Ernst sprang vor sie.

„Einen Augenblick, bitte! Wir haben Besuch, können drüber uns erst einmal aussprechen!“

Aber da kamen die Zwillinge an den Rechten.

„Ihr sagt mir nichts Neues, obgleich Ihr nichts nach Hause geschrieben habt! . . . Und nun gib mir endlich die Tür frei, Ernst!“

„Leg doch erst ab,“ meinte Kurt.

„Ich hab's eilig, hier reinen Tisch zu machen! Vorher muß ich aber euer Wunder bestaunen!“

„Du wirst uns doch nicht bis auf die Knochen blamieren wollen?“

„Kommt drauf an, Kurt!“

Der Arzt war ans Fenster getreten, als die Zwillinge hinaustraten. Es war kein Kunststück, sich ungefähr den richtigen Reim zu machen. Der da aus dem Wagen vom „Reichsadler“ sprang, machte ja ein ganz wildes Gesicht.

„Jetzt wird der eigentliche Nachtisch erst serviert, meine Gnädigste! Nur keine Angst, ich bin auch noch da!“

Vira Wernstedt überschlich ein sehr peinliches Gefühl. Dazu saß sie hilflos in ihrem Sessel. Ihre „Kammerherren“ waren ja wie gescholtene Buben aus dem Zimmer geschlichen.

„Lassen Sie mich um Himmelswillen nicht im Stich, Herr Doktor!“

„Ich verschaffe meiner Patientin schon Ruhe. Das wäre ja noch schöner!“

Uebertrieben bestimmt kamen dem Arzt die Worte aber nicht von den Lippen. Jedes Wort, das an der Tür zwischen den Brüdern gewechselt wurde, war deutlich zu verstehen.

Und nun wurde die Klinke heftig herunter gedrückt. Die Tür flog auf. Im Lodenmantel stand der große, breitschultrige Wilhelm Lenzing auf der Schwelle. Den Kopf wandte er ein wenig zur Seite, tat, als ob er die

beiden, die im Zimmer waren, gar nicht sahe, und sagte zu seinen Brüdern:

„Ihr versteht, zu leben — noch dazu am frühen Morgen! Selt und Tortenreiche wie auf einer Kirmes! Die ganze Bude sieht aus wie das Hinterzimmer einer Weinstube!“

Kurt trat vor. Sein Gesicht war dunkelrot.

„Ich möchte dich bekannt machen. Frau Wernstedt aus Hamburg. Hat das Bein gebrochen!“

„Weiß ich bereits!“

„Herr Doktor . . .“

„Kann ich mir denken! . . . Also wünsche wohl gespeist zu haben, meine Herrschaften!“

Vira Wernstedt sah hilfesuchend den Arzt an. Der warf sich in die Brust.

„Merkwürdig Ihr Benehmen einer Dame gegenüber, mein Herr!“

„Ja, merkwürdig geht's hier zu! Schon all die Zeit! . . . Ich meine, gnädige Frau, wer so vergnügt frühstückt kann, wird auch nach Hamburg zu transportieren sein!“

Ernst begehrte auf.

„Wir üben hier Gastfreundschaft, Wilhelm!“

„Mir scheint, in sehr üppigem Maße!“

„Bitte, die Weine und manches andere stammen von der gnädigen Frau!“

„Traurig genug, daß Ihr das annehmt! Es ist zum mindesten ein ganz betrüblicher Mangel an Haltung!“

In solch einer peinlichen Lage war Vira Wernstedt noch nie gewesen. Dieser ungeschliffene Bauer hatte ja überhaupt keine Lebensart.

„Ich vermisse, ich habe es mit dem ältesten Bruder meiner Gästgeber zu tun!“

„Ganz gewiß haben Sie das! . . . Eine Frage, Herr Doktor: ist die Dame transportfähig?“

„Darüber bin ich Ihnen leiderlei Rechenschaft schuldig! . . . Ja, meine Herren Lenzing, wollen Sie Ihren Bruder nicht in die Schranken zurückweisen? Eine Dame ist doch wohl nicht vogelfrei in Ihrem Hause?“

Kurt brachte den meisten Mut auf.

„Wilhelm, deinen Unmut lasse gefälligst an uns aus. Und nicht in diesem Zimmer! Wir werden dir schon zu antworten wissen!“

„Ich werde euch fragen, wenn ich's für angebracht halte! Immer hübsch eines nach dem andern!“

Tui-i, tüt-i-ta-ta! so pfiff und sang gleich nachher in tiefem Bass ein Kraftwagen, der in den Hof einbog.

Vira Wernstedt wollte sich erheben. Sank kraftlos wieder auf ihrem Sessel zusammen. Stöhnte:

„Da kommt mein Bruder!“

Ernst rannte an die Küchentür und wieder zurück. Er wußte gar nicht, was er tat. Die Jose aber, die mit angehaltenem Atem die Auseinandersetzung vom Nebenzimmer aus belauschte, ließ zur Haustür knirzte und tat, als freue sie sich unbändig.

„Guten Tag, Herr Jellened!“ Ein viessagender Blick. „Ich glaube, Sie kommen gerade zur rechten Zeit!“

Der hatte die Jose nie ausstehen können. Er sah sie kaum an, nickte und ging an ihr vorüber.

Ernst stand vor ihm. Verbeugte sich.

Lenzing!“

„Ich bin der Bruder der Frau Wernstedt — Jellened! Nehme an, Sie haben von mir gehört!“

Den scharfen, kalten Blick konnte Ernst nicht aus halten.

„Ja, ja — gewiß! . . . Die gnädige Frau ist heute zum ersten Male wieder aufgestanden! . . . Wir feierten den Tag gerade ein wenig . . . Ein verlegenes Lachen. „Leider hat mein ältester Bruder, der auch gerade unerwartet eintraf, das Fest empfindlich gestört!“

„Da werde ich mich rasch mit ihm verständigen können, Herr Lenzing! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Feldweg.

Der Feldweg ist wie eine schmale Wiese,
Auf der die Gräser und die Blumen blühen.
Er ist nicht wie die weißen Straßen,
Die leuchtend in die Weite ziehn
Und viele Menschen, Wagen tragen,
Die alle voller Eile sind,
Indes des Staubes Fahnen wehen
Im nimmermüden Sommerwind. . .

Der Feldweg ist ein stiller Träumer,
Der eine kleine Weile geht,
Bis keine Spur im Ehrenwagen
Verweht . . .

Hans Gässen.

Frühjahr in der Reiherkolonie.

Von Hans Fischer (Dessau).

Das Wort Reiherkolonie klingt uns nicht so vertraut wie das andere: Reiherbeize, mit dem sofort ein Stück Jagdromantik lebendig wird, aber es paßt dafür besser in unsere Zeit als das andere, das bereits im 18. Jahrhundert ein toter Begriff geworden ist. Der Naturfreund ist heute schon froh, wenn er überhaupt einen Reiher zu Gesicht bekommt. Jagdbar ist dieser Vogel nicht mehr. Ein Tier muß bekanntlich erst dem Aussterben nahe sein, ehe sein gefährlichster Feind, der Mensch, daran denkt, sich von seinem Eigentum, der die Tiere in nützliche und schädliche scheidet, zu befreien und das von völkerlicher Ausrottung bedrohte Tier unter seinen Schutz zu nehmen. Nicht die ritterliche Reiherbeize hat den Reiher in dem größten Teil unseres Vaterlandes ausgerottet, sondern deutsch geprägten der Futterneid des Menschen, der, selbst der größte Fischräuber, seine Beute nicht mit dem kleineren teilen will. Das es dem natürlichen Widersacher des Reiher, dem Wunderfalten, nicht besser ergangen ist, bedeutet keinen Trost für unseren grauen Fischreier. Den mittleren Weg, den Räubern in der Tierwelt das Dasein zu gestatten, ohne die Jagd und die Wirtschaft zu schädigen, hat der Naturforscher erst im sehr vorgerückten Stadium der Vermüllung unter der einheimischen Tierwelt beschritten.

Nun führt er ein sehr zurückgezogenes Leben, der graue Reiher, vom Geck geschossen gegen Nachstellungen von Nasjägern und auch gegen die Grausamkeit der unberechenbaren Mode, die seinem Verwandten, dem Silberreiher, so rücksichtslos zu Leibe geht. In Mitteldeutschland, an der Elbe, wo auch der Biber noch ein bescheidenes Dasein fristet, häuft der Vogel in sorglich gehüteten Kolonien. Nicht ganz einfach ist eine solche Reiherkolonie zu entdecken, man muß sich schon ortskundiger Führung anvertrauen. Erst eine halbe Stunde Bahnfahrt von Dessau nach Coswig, darauf an der Elbe entlang eine Stunde Wegs nach Griebo und von da mit der Fähre über den Strom. Aber am linken Ufer des Stromes haben wir dann nur noch einige Minuten Wegs, und wir sind sofort in der Reiherkolonie, in einem aus mächtigen Eichen und schlanken Eschen bestehenden Laubwald, dicht bewachsen mit Unterholz, ein wahres Vogelparadies, wie das vielstimmige Morgenkonzert, bei dem die verschiedenen Grasmückenarten den Ton angeben, lehrt. Wir befinden uns in dem herzoglich-anhaltischen Oberforst. Der grüne Waldboden erscheint vielsach wie mit Kalt getüncht: kein Zweifel, hier horstet der Reiher in stattlicher Menge. Er sieht es, sich nicht allzuweit von seinem Jagdgebiet zu entfernen, die vielen Altwässer der Elbe bieten ihm hier reichliche Nahrung. Die alten Reiher haben uns längst bemerkt und zeigen erst eine gewisse Unruhe, scheinen uns aber bald als ungefährlich erkannt zu haben und lassen sich, je länger desto weniger, in ihrem Abungsgebstalt tönen. Unergründlich, mit unaushörlichem Krächzen, werden sie von den Neulingen, gewöhnlich vier an der Zahl, emosangen. Geschickt fangen diele, bereits sehr sicher im Nest stehend, den Fisch mit dem Schnabel auf. Die Jungen werden ausschließlich mit Fischnahrung großgezogen, und da der Reiher eine sprichwörtlich ausgezeichnete Verdauung hat, müssen die Fischgewässer während dieser Zeit allerdings einen reichen Tribut an unsere Reiherkolonie zahlen. Später, wenn die Jungen dem Nest entflohen sind, begnügt sich der Reiher, wie sein Vetter, der Storch, wohl auch mit Mäusen und anderem Getier. Man sagt dem Reiher nach, daß er eine feine Zunge hat und besonders für Schleien schwärmt, vom Standpunkt des Fischereiberechtigten allerdings eine unerhörte Lederhaftigkeit. Gründlinge und Barben wären auch gut genug für einen Reihermagazin. Wir haben aber dem Reiher nicht so genau ins Nest gegrüßt. Auch beim Fischfang liebt der Reiher die Geselligkeit, und man kann ihn oft in Gesellschaft von acht bis zehn Stük in den Altwässern der Elbe auf dem Anstand sehen, muß sich aber sehr vorsichtig

heranwünschen, wenn man ihn nicht verscheuchen will. Die im Volk verbreitete Meinung, das graue Reiherherde über eine felsame Anziehungskraft auf die Fische aus und bilden gleichsam einen Körder, wird vom Ornithologen als Märchen abgetan.

Es ist erstaunlich, wie eng die Reiher beisammen wohnen, da ihnen diese alten Bäume einen großen Überfluss an Wohnungen bieten. Auf einigen Eichen konnten wir acht und neun Reiherhorste zählen; fünf Horste auf einem Baum war die Regel. Selbst ein Horst des schwarzen Milan in nächster Nachbarschaft stört das Wohlbefinden des Reiher nicht im geringsten. Auf einem bescheidenen Raum von einigen hundert Quadratmeter haben wir nicht weniger als sechs- und siebenzig Reiherhorste gezählt, und fast alle waren bebaut. Beim Horstbau sieht der Reiher in erster Linie auf bequemen An- und Abflug, oft hängen die mehr tiefen als breiten Horste an scheinbar ganz schwachen Ästen, und zwei trafen wir richtig zertrümmert unten am Waldboden, ebendort auch zahlreiche Eierschalen. Das erste Ei wird im allgemeinen sehr vorsichtig am ersten April gelegt. Es ist hellgrün und nicht größer als ein Hühnerei, wie der Augenschein lehrt. Diesmal haben sich die Vögel mit dem Brutgeschäft um etwa eine Woche verspätet.

Dass es auch ohne Tragödien beim Brutgeschäft nicht abgeht, davon trug der Waldboden gleichfalls Sorgen. Im Verlauf einer Viertelstunde fanden wir nicht weniger als fünf Leichen von Reiherneßlingen. Ein beinahe flugreifer Nestling mit den charakteristischen Schmuckfedern auf dem Kopf und prächtig bläulich-grau gefiedert, die Flügel mit schwarzen Rändern, war noch warm und wurde zum Ausspeisen mit nach Hause genommen. Einen anderen, noch nicht ganz so entwölften, hatte das Getier des Waldes bereits angefressen; von einem dritten lagen nur noch die Knochen da, und von den beiden letzten endlich nur noch die Federn, traurige Überreste von Reihereltern-Freuden und Hoffnungen. Der Nestling, der aus dem Horst fällt, bleibt offenbar seinem Schicksal überlassen.

Das Flugbild des Reiher ist so charakteristisch, dass auch das unbewaffnete Auge es nicht leicht mit dem eines Storches oder gar eines großen Raubvogels verwechselt. Vom Storch unterscheidet ihn der nach Art eines S gekrümmte Hals, vom Raubvogel der schwerfällige, dauernde Flügelschlag. Er schwebt nicht wie der Milan ohne Flügelschlag dahin. Feinde, die er zu fürchten braucht, hat der alte Reiher unter der Tierwelt wohl kaum, ihm und wieder mag der Wunderfalle, der uns bei diesem Spaziergang gleichfalls begegnete, auf ihn stoßen, dem einen oder andern von den alten Vögeln sah man wenigstens beim Flug an, dass er schon manchen Sturm erlebt hatte. Wenn man als Durchschnitt annimmt, dass von den Alten jährlich drei Jungs groß gezogen werden, dann muss der Reihervestand an der Elbe eher zu als abnehmen. In Anhalt gibt es außer bei Giebbo noch eine weitere Reiherkolonie von 35 Horsten bei Steckby und zwei einzelne Horste bei Raguhn. Die anderen Reiherkolonien liegen bereits auf preußischem Gebiet. Bis von Leipzig wandern die Naturfreunde hierher, um diesen sielen Vogel in seinen natürlichen Lebensbedingungen kennen zu lernen. Und wahrlich, der Vogel verdient solche Beachtung.

Abenteuer um Mittag

Auch ein Schlüsseldrama von Sigismund Szelcny.

Ort der Handlung: Vor einem Berliner Hotel.

Held des Dramas: Ein bekannter Berliner Filmregisseur. Sagen wir Herr Z.

Wenn der Vorhang aufgeht, ist der Schauplatz einen Augenblick leer. Dann kommt gewöhnlich eine kleine Buick-Limouine vorgesfahren. Bleibt vor dem Hoteleingang am Parkplatz stehen. Herr Z. steigt aus, drückt gewohnheitsmäßig auf einen kleinen Hebel an der Innenseite der Tür und wirkt diese kräftig ins Schloss.

Herr Z. verschwindet im Hotelgang.

Eine Stunde vergeht.

Herr Z. erscheint wieder im Hotelgang, das heißt im Ausgang. Er kommt heraus und wirkt die ausgerauchte Zigarette weg. Er tritt an seinen Wagen und greift nach dem Schlüssel, den er in der rechten Hosentasche zu tragen pflegt. Der Schlüssel ist nicht da. Auch in der linken Hosentasche ist er nicht zu finden. Die Rocktaschen werden vorgeblich durchwühlt.

Na, und in zwanzig Minuten muss er im Atelier sein.

Was zu machen? Ein Filmregisseur soll doch ein Mann der Tat sein. Nach ist ein Entschluss gefasst: er wird das Glas einschlagen und sodann die Türe von innen öffnen. Also los. Er holt einen großen Stein von der Straße. Hebt seinen Arm und... wird im nächsten Moment energisch zurückgerissen.

Ein Schuhmann steht vor ihm.

"Oho, mein Lieber", meinte der Schuh, "was machen Sie da? Sie wollen wohl einen Wagen klauen, was?"

Herr Z. protestiert energisch. Holt Papiere hervor. Die Papiere werden geprüft. Der Tatbestand erklärt. Dem Entschluss wird vom Schuh beigestimmt.

Der gute Schuhmann hilft. Hängt den Knüppel ab. Bums. Söllter fliegen. Die Tür wird geöffnet. Die Hand zum Dank gereicht. Plötzlich wird Herr Z., wenn möglich noch unsanfter, als das erstmal, zurückgerissen. Ein aufgeregter Herr steht neben ihm.

"Mensch, was wollen Sie von meinem Wagen? Sind Sie verrückt? Warum haben Sie mein Fenster eingeschlagen?"

"Ihr Fenster? Ihr Wagen? Das ist doch mein Wagen. Mein Bild."

"Das möchte Ihnen wohl so passen, was? Und mein Monogramm!"

Tatsächlich! Das ist doch ein fremdes Monogramm. Der Schuh tritt drohend näher.

Herr Z. wird verlegen. Herr Z. schaut verzweifelt um sich. Und entdeckt, dass ein paar Meter entfernt sein Wagen steht.

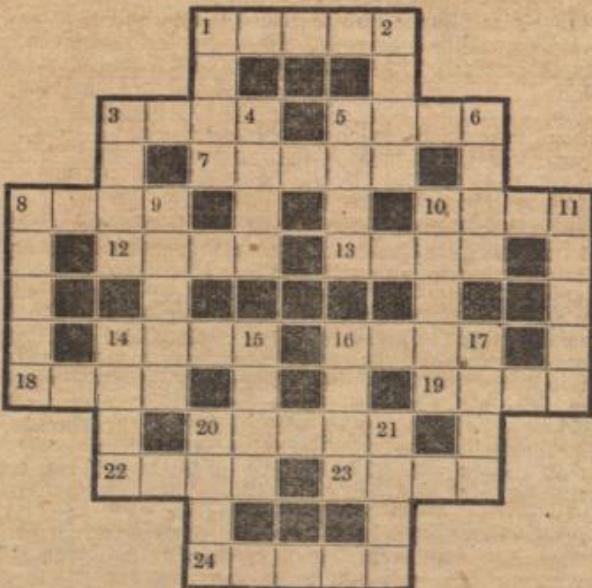
Nun muss er in die Brusttasche greifen, das Fenster bezahlen.

Dann hebt er wieder den Stein auf, schleudert ihn wild gegen seinen Wagen und schlägt das Fenster ein.

Zest zieht er das Taschentuch aus der Tasche, um die Stirn abzuwischen. Also, er zieht das Taschentuch, und mit dem Taschentuch kommt etwas zum Vorschein.

Es ist der Schlüssel.

Kreuzworträtsel.



Sentrenicht: 1. Spielzeug. 2. Planet. 3. Traktier. 4. Baum. 5. Arabische Hafenstadt. 6. Blütenstand. 8. Sitzgelegenheit. 9. Stadt in Brandenburg. 10. Personaleinschränkung. 11. Seideblume. 14. Familienangehöriger. 15. Tierische Haut. 16. Dreigesang. 17. Fluss im Rußland. 20. Insel. 21. Nebenfluss der Donau. — Wagericht: 1. Hülsenfrucht. 3. Nachtvogel. 5. Blutgefäß. 7. Baum. 8. Schmaler Fußweg. 10. Französische Geißlicher. 12. Schiffsfenster. 13. Teil des Rades. 14. Gewürz. 16. Waldfischerei. 18. Französische Festung. 19. Hohlmöh in Tunis. 20. Nebenfluss. 22. Zahlwort. 23. Nebenfluss der Saale. 24. Stadt am Main. — Die auf folgende Ziffern treffenden Buchstaben ergeben ein Sprichwort: 1, 2, 8, 14, 3, 6; 23, 15, 20, 11, 13, 4; 24, 10, 17, 21; 5, 12, 14, 9, 4, 1, 5, 7, 18, 16, 3, 15, 10, 19, 8, 16.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 148: „Ein gut

Wort und ein sanfter Regen dringen überall durch.“ — 1. Ebros. 2. Irene. 3. Nagasaki. 4. Gregor. 5. Unna. 6. Teideum. 7. Werner. 8. Ohio. 9. Range. 10. Tiger. 11. Wedom. 12. Nansen. 13. Drilideberger. 14. Elbe. 15. Segrim. 16. Narretei. 17. Spanien. 18. Mula. 19. Nellon. 20. Gideommis. 21. Taufe. 22. Enrico. 23. Roche.

Die schönste Sprache der Welt. Eine Sprache, die den Forschern ein noch nicht gelöstes Rätsel aufgibt, ist die Haussa-Sprache, die von 20 Millionen afrikanischen Schwarzen gesprochen wird. Sie klingt so wohlklangend und melodisch, daß sie Woldemar Saks in einem Aufsatz der „Illustrirten Zeitung“ als die schönste Sprache der Welt bezeichnet. Es gibt keine europäische Sprache, in der gewöhnliche Dinge, wie Kartoffeln und Zwiebeln (dankal da abasa), Schlaflosigkeit (marasquana), Lampe (littla), Matratze (tabatma), Schüssel und Löffel (laska da tschokali) mit so volksreichen und komplizierten Worten bezeichnet werden. Das Seltsame an diesem Idiom ist nun, daß es nicht nur aus solchen fremdartig schönen Klängen besteht, sondern eine große Menge von Wörtern enthält, die aus dem Deutschen, dem Slawischen, dem Lateinischen und Griechischen entlehnt zu sein scheinen. Diese Wörter können aber nicht aus den fremden Sprachen eingeschleppt worden sein, weil viele von ihnen eine gänzlich andere Bedeutung haben als

in der HerkunftsSprache. Die Zahl der wirklich entlehnten Wörter, die aus dem Arabischen und dem Englischen, Französischen und Deutschen stammen, sind nur sehr gering. Vielmehr muß man auf eine geheimnisvolle vorgeschichtliche Verwandtschaft des Haussa mit europäischen Sprachen schließen. Das eigenartig schöne „litasani“ für Totenkleid ist gleichbedeutend mit den aldeutschen Wörtern lita = Leiche und sano = Fahne; auch das mittelhochdeutsche sil = Seil findet sich in der Haussa-Sprache, und ebenso kommen hier die norddeutschen Wörter Bude und Budike vor; bude heißt offen und budike ganz offen. Noch rätselhafter ist das Auftreten vieler lateinischer Wörter, die im Haussa eine ganz andere Bedeutung haben. Das Russische ist ebenfalls mit einer ganzen Anzahl von Ausdrücken vertreten. Auf welche Weise diese Übereinstimmung zustande gekommen ist, ist schwer zu deuten. Man wird wohl diese Regensprache als einen Überrest aus der Urzeit ansehen müssen, in der sich indo-germanische Bestandteile in merkwürdiger Reinheit erhalten haben, denn die Haussa-Sprache ist uralt und war bereits vorhanden, als die ersten Weißen nach dem schwarzen Erdteil kamen.

Reise und Verkehr

Vor dem offenen Urlaubskoffer.

Diese stille Vorfreude des Badens ist schon ein Stück Urlaub: Firnige Grate und Gletscher blinken, wenn die nageligen Bergschuhe verstaubt werden, bei den Büchern sehe ich blumige Wiesen, auf welchen sich's herrlich lesen und noch besser träumen läßt, die Proviantdose verspricht wunderbare Mahlzeiten in würziger Bergluft — der offene Urlaubskoffer bedeutet nur für bloßende Reisende eine Summe von Ärger und Hesse und das ist kein alter Anfang!

Denn einige Pfunde freudiger Erwartung und nicht zuletzt ein Quantum des guten Willens, sich durch nichts enttäuschen zu lassen, darf in seinem Reisegepäck fehlen!

Man muß in diesen wenigen Tagen erhöhte Nachsicht mit Menschen, mit dem Wetter, mit Autobussen und Dampfern, mit Gaithöfen und Kellnern haben, man soll sich schon beim Baden des Koffers vornehmen, sich auch nicht einen einzigen Tag unnötig zu vergällen — Frohmn ist wichtiger als eine gefüllte Brieftasche!

Und dann gehört in jeden Koffer der feste Vorab, sich einmal gründlich auszuruhen. So richtig auszupassen, mit wenig Programm und viel Behagen ein stilles Walddal, ein sandiges Seeufer, ein kleines Gebirgsdorf zu genießen, den Brief mit den Neuigkeiten von Daheim auf der Bank vor dem ländlichen Postamt und die nachgeschichtete Zeitung von vorgestern auf dem Balkon zu lesen, während die Dorfladen in die abendliche Stille läuteten und fernes Wetterleuchten über die Berge fliegt, in der Morgensonne zum Frühstück den Duft der nahen Getreidefelder zu genießen, alle Ruhe und Heiterkeit der Natur wie ein heilbringendes Wasser zu trinken und sich weder um Hinz. noch Kunz zu kümmern.

Denn nicht die Höhe des Pensionspreises, noch die Zahl der zurückgelegten Kilometer machen das Glück eines Sommers aus, auch nicht die Feststellung, daß Frau A. weniger Toiletten mitführte und Herr B. mit seiner Familie nur 3. Klasse reiste! Es gibt auch in den stillsten und unbekanntesten Winkeln einen gemütlichen Aufenthalt und vielleicht sind gerade jene bescheidenen Sommerfreuden die schönsten, wie ja auch sonst im Leben die kleinen Freuden ungleich mehr bedeuten als die großen Passionen!

Und wenn jetzt unentwegte Gipfelsürmer und die Beifahrer umfangreicher Rundfahrscheine meine Philosophie der sommerlichen Beschaulichkeit belächeln, so will ich feststellen, daß ich es herrlich finde, sich nach einer Woche Hüttenbummelei in irgend einem Hochtal festzusezen oder nach einer Rundfahrt durch schöne Städte in die Einsamkeit zu flüchten. Nur die ewig rasellosen Kursbuchfanatiker bleiben mir unverständlich!

Schließlich noch eins: Laßt eure Alltagssorgen daheim! Sie sind ein Ballast, der schon vor der Reise abgeschüttelt werden muß, denn zur Erholung gehört vor allem innere Ruhe und mit gestählten Nerven sieht manches anders aus als in der trübseligen Stimmung des Abgespannten. Viel Freude und Erwartung in den Koffer und die trüben Gedanken verschwinden von selbst!

Seht noch den Regenmantel, den Spirituslocher und die Kamera. Und während ich fertig passe, weht der Bergwind

schon Heueruch herüber, Wellen plätschernersonnen gegen den Strand und betäute Bauerngärten duften in den Morgen.

Mario Tro.

Vom Reisen mit der Eisenbahn.

Das Bestreben der Reichsbahnverwaltung, Ordnung und Sauberkeit in den Zügen zu halten, wird sehr oft durch die Reisenden selbst, für die doch in erster Linie die Anordnungen getroffen sind, erschwert. Wie oft kann man beobachten, daß Fruchtschalen, Einwickelpapier, Zigarettenreste und ähnliches einfach auf den Fußboden der Abteile, die Gänge und Aborträume geworfen werden. Wer sich von den mißlichen Zuständen ein Bild machen will, der muß sich einmal einen ankommenden Zug daraufhin ansehen. Auch das Rauchen in Nichtraucherabteilen, Seitengängen von Nichtraucherwagen und in den Frauenabteilen ist stets ein Grund zur Klage. Im eigenen Interesse der Reisenden ist es gelegen, wenn sie aus sich selbst heraus auf Ordnung und Sauberkeit in den Zügen achten. Das Rauchen in Nichtraucherabteilen ist auch dann nicht gestattet, wenn die Mitreisenden ihr Einverständnis erteilt haben. Das Personal der Reichsbahn ist strengstens angewiesen, gegen jede Übertretung der Vorschriften über Ordnung und Sauberkeit in den Zügen einzuhören. An dem Publikum liegt es, daß ein solches Einschreiten, das immer mit einer Geldbuße verbunden ist, unterbleibt. Betrage sich jeder im Eisenbahnzuge, wie er es von daheim gewöhnt ist. Der ordnungsliebende Reisende wird es danken.

Über 100 neue Schlaf- und Speisewagen für den Sommer-Reiseverkehr.

Um ihren Wagenpark zu ergänzen und zu vergrößern, hatte die Mitropa im vergangenen Jahre vierzig Speise- und achtundsechzig Schlafwagen in Auftrag gegeben, von denen die ersten Wagen bereits im vergangenen Winter im Engadin-Express liefen. Gegenwärtig sind bereits von diesen 108 neuen Wagen 63 in den Verkehr eingestellt, und die restlichen 45 Wagen sollen noch während der diesjährigen Reisezeit ihren Dienst aufnehmen. In Aussehen und Einrichtung unterscheiden sich die neuen Wagen vorteilhaft von den alten. Sie haben alle einen bordeauxroten Anstrich und sind länger als die Wagen früherer Bauart. Die einzelnen Abteile der Schlafwagen sind nach modernen architektonischen Grundsätzen gestaltet und bieten den Reisenden mehr Bequemlichkeit. Die Heizung und Lüftung ist verbessert worden, und die Betten sind breiter. Alle Abteile sind mit fliegenden warmen und kalten Wasser ausgerüstet. Die neuen Speisewagen sind breiter als die bisherigen und erwecken den Eindruck eleganter Restaurans. An Stelle der Stühle sind bequeme, gut gepolsterte Klappstühle angebracht. Die Fenster können vom Mittelaug geöffnet werden, ohne dadurch die Gäste an den Tischen zu stören. Nach Einführung dieser neuen Wagen wird der gesamte Wagenpark der Mitropa 659 Wagen umfassen. Würde man diese Wagen zusammenstellen, so würde sich ein Zug von 14 Kilometer Länge bilden lassen.